Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 43 (1987)
Heft: 1

Artikel: Deutsches deutsch und schweizerisches deutsch im kontrast*
Autor: Anliker, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421469

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sendungen maßlos gesteigert. Sie erhöhen damit die ohnehin bestehende Sprachbarriere, und zugleich engen sie die Reichweite ihrer Sendungen ein.

Diese Überlegungen zeigen überdeutlich die hohe staatspolitische und kulturpolitische Bedeutung auf, die dem konsequenten Erlernen und Gebrauch der deutschen Hochsprache in unseren Schulen auf allen Stufen zukommt. Mögen Lehrer und Schulbehörden ihre Verantwortung erkennen! Diese Verantwortung wahrzunehmen heißt „Schwimmen gegen den Strom". Dazu bedarf es der klaren Einsicht, des kraftvollen Mutes und der unermüdlichen Ausdauer . . .

Deutsches deutsch und schweizerisches deutsch im kontrast*

Diatopische unterschiede des gesprochenen und geschriebenen deutsch und der versuch, daraus diachrone entwicklungen abzuleiten

Von lic. fil. Peter Anliker

0. Vorbemerkung

Die nachstehenden ausführungen wollen weder eine konkurrenz noch eine ergänzung zum buch „Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz" von Dr. Stephan Kaiser (Mannheim/Wien/Zürich 1969, 1970 [2 bde.]) sein. Ich stütze mich auf beobachtungen im alltag und gehe dabei stark auf den mündlichen sowie den nichtliterarischen schriftlichen gebrauch ein.
Selbstverständlich sind mit „schweizern" immer nur die deutschschweizer (und deutschschweizerinnen!) gemeint. Inwiefern sich das deutsch der welschschweizer aufgrund der abweichungen der deutschschweizer vom standarddeutsch vom deutsch anderer, die diese sprache als fremdsprache sprechen, unterscheidet, wäre einer eigenen untersuchung wert, die aber in diesem rahmen natürlich nicht geleistet werden konnte.
Manche meiner beobachtungen lassen sich nicht klar in nur eines der behandelten gebiete einordnen. Trotzdem führe ich sie meistens nur einmal auf.

* Rechtschreibung nach Wunsch des Verfassers.

1. Ortografie

1.1. Eszett und versalumlaute

In Deutschland ist nur in fachkreisen bekannt, das in der Schweiz das eszett (ß) seit ungefähr sechzig jahren nicht mehr geschrieben wird. In der Schweiz ist umgekehrt kaum bekannt, das es dieses zeichen überhaupt gibt. Dies erstaunt, wenn man bedenkt, dass auch in der Schweiz die meisten bücher das ß aufweisen und somit auch so gelesen werden. Die bücher, die aus Deutschland kommen, ein teil der in der Schweiz gedruckten bücher, die eingeführten zeitungen, werbedrucksachen und inseratvorlagen bringen das ß in die Schweiz und unter jedermanns augen. Doch die schweizer und schweizerinnen lesen hartnäckig über dieses zeichen weg. In einer seminarklasse buchstabierten meine schüler und schülerinnen das wort *Rußland* aus dem Duden hartnäckig *r-u-s-s* . . . , und erst nach wiederholtem nachfragen fiel einem auf, es habe da „so etwas wie ein griechisches beta". Ich beobachte auch, dass deutsche, die längere zeit in der Schweiz leben, fast ausnahmslos auf die schreibung des ß verzichten. Bei manchem mag der umstand entscheidend sein, dass auf schweizerischen schreibmaschinen zumeist kein ß zu finden ist. Aber auch schreiber, die fast nur von hand schreiben, wenden sich meistens der schweizerischen regel zu.
Die schweizer müssen auf ihren schreibmaschinen noch auf weitere zeichen verzichten, nämlich auf die versalumlaute Ä, Ö und Ü. Auch viele zeitungen verzichteten mittlerweile auf diese zeichen, wohl deshalb, weil die texte aus den redaktionen mit Ae, Oe und Ue in die setzerei gelangen, so dass manche leute schon meinen, grosse umlaute gebe es nicht. Sogar ein germanist hat sich kürzlich mir gegenüber in diesem sinn geäussert; er schrieb folgerichtig auch handschriftlich keine versalumlaute. Gerade bei kurzen wörtern gewöhnt man sich schnell an ein wortbild mit umschreibung des umlautes, etwa bei *Oel*. Kein schweizer, der auf der schreibung *Oel* besteht, verlangt aber, dass man auch *Erdoel* schreiben müsse.
Beide schreibungen, die von doppel-s *(ss)* für eszett *(ß)* und der verzicht auf versalumlaute, haben eine lange tradition, und sie sind nicht nur in der Schweiz bekannt. In diesem zusammenhang muss an die opposition zwischen der „deutschen" und der „lateinischen" (in der Schweiz auch: „französischen") schrift erinnert werden, also zwischen „gebrochenen" und „runden" schriften. Das ß ist aus der ligatur des lang-s mit dem langen z der gebrochenen schriften entstanden; es ist ursprünglich *nur* in gebrochenen schriften gebraucht worden. Seiner herkunft wegen

nennt man es ja eben „eszett"; das antiqua-ß soll von Jacob Grimm um 1820 „erfunden" worden sein, ausgerechnet von jenem sprachforscher also, der später konsequent *sz* geschrieben hat.* Die umlautschreibung mit trema ist dagegen eher in den runden schriften entstanden. Die gebrochenen schriften eignen sich weniger gut für akzente und diacritica; oft hat man sich deshalb in früherer zeit bei der umlautschreibung, auch bei den minuskeln, mit dem über- oder nachstellen eines *e* beholfen.

Es dürften in erster linie die PTT sein, die den schweizerischen ortografiealleingang initiierten; sie reagierten auf den „sachzwang" ihrer dreisprachigkeit. Um einerseits die schreibmaschinen zu entlasten, die neben den umlauten auch die akzente der französischen sprache aufweisen mussten (akut, gravis, zirkumflex, trema sowie cedille), andererseits auch nichtdeutschsprachigen das mühelose lesen und schreiben deutscher adressen zu ermöglichen, wurde die sogenannte „schweizer normtastatur" geschaffen, die sich von der in Deutschland üblichen in mehreren punkten unterscheidet. Ob die *Nußbaumstraße* in *Weißbad* oder der *Äbiweg* in *Übeschi* tatsächlich ein unüberwindbares problem für einen französischsprachigen beamten darstellten, bleibe dahingestellt.

Nachdem die schulen innerhalb von etwa zehn jahren, das heisst bis mitte der dreissiger jahre, im zuge der umstellung auf die „lateinische" schrift auch das ß aufgegeben hatten, mussten die zeitungen schliesslich nachziehen. Die „Neue Zürcher Zeitung", die als letzte der schweizerischen tageszeitungen am 3. 11. 1974 zur schreibung ohne ß überging, machte geltend, dass mit der einführung des offsetdruckes die texte von angelernten kräften geschrieben wurden, die hausintern ausgebildet werden mussten, weil nur die ausgebildeten setzer in die „geheimnisse" der ß-schreibung eingeweiht waren.

Heute staunt man, wie leicht der übergang zur ss-schreibung in der Schweiz vollzogen wurde und dass es seither keine probleme gegeben hat. In den teoretischen überlegungen der ortografen

* Erst nach abschluss des manuskripts bin ich darauf gestossen, dass die angabe, Jacob Grimm sei der schöpfer des ß, falsch ist. Gustav Michaelis schreibt in seinem aufsatz „Über das Verhältnis des phonetischen Princips zum etymologischen in Jakob Grimms Rechtschreibung", ZS für Stenographie und Orthographie, Berlin, 3/1968, s. 65 ff. (anonym erschienen), Grimm habe, „da die zweite Auflage (d. h. der Grammatik, anm. pa) in lat. Lettern gedruckt wurde, das lat. Alphabet aber noch kein entsprechendes Zeichen hatte, die schöne Type ß" aufgestellt. Dagegen findet man eine es-zett-ligatur schon im späten 13. jh. in lateinischen handschriften; nach der erfindung des buchdrucks und nach einführung der antiqua findet man ein antiqua-ß noch während jahrhunderten auch im fremdsprachigen satz.

liest man noch heute, das sich durch eine aufgabe des ß unüberwindbare probleme ergäben, weil die vokalquantität vor *ss* damit nicht mehr eindeutig sei *(Masse* gegen *Maße).* Tatsache ist, das die Schweiz sicher nicht zur schreibung mit ß zurückkehren wird, welche argumente man auch immer gegen die ss-schreibung geltend machen mag. Das schwächste dieser argumente wäre sicher der hinweis, dass der Duden, der nach wie vor ß verlangt, nach einem bundesratsbeschluss auch in der Schweiz die volle autorität in ortografiefragen hat; das „volk", die schreibergemeinschaft, kümmert sich gelegentlich herzlich wenig um solche autoritäten. Viel eher müsste damit gerechnet werden, dass in Deutschland das ß früher oder später aufgegeben wird, da es mit der zunahme der schriftvielfalt und mit den steigenden internationalen kontakten immer schwieriger wird, sonderzeichen für einzelne sprachen durchzusetzen. In Deutschland sieht man oft unkorrekte schreibungen auf dem gebiet der s-laute, und nur wenigen dürfte bewusst sein, das die *Mannemer Mess,* wenn man sie — wie es offiziell geschieht — mit *ss* schreibt, eigentlich auch mit apostrof (') geschrieben werden müsste.
Im zusammenhang mit dieser frage muss darauf hingewiesen werden, das der übergang zur lateinischen schrift in der Schweiz wesentlich früher einsetzte als in Deutschland. Während sich der übergang in der Schweiz ungefähr zwischen 1925 und 1935 „sanft" vollzog, wurde die antiqua im übrigen deutschsprachigen raum erst nach dem „Führer-Erlaß" vom 3. 1. 1941 eingeführt.

1.2. Fremdwortschreibung

Ebenfalls aus der tatsache der mehrsprachigkeit heraus ist es verständlich, dass sich in der Schweiz fremdwörter teilweise länger in der schreibweise der ursprungssprache zu behaupten vermögen. Es ist vielen — besonders auch sprachbewussten! — leuten in der Schweiz ein greuel, schreibweisen wie *Soße* bzw. *Sosse* oder *Frisör* zu begegnen. In Deutschland sind diese schreibweisen üblich, in der Schweiz dagegen vermochten sie sich noch nicht allgemein durchzusetzen. Hier ist es leicht, eine prognose für die zukünftige entwicklung zu geben. Je mehr ein wort als deutsch empfunden wird, d. h. je mehr es gebraucht wird und sich — falls nötig — auch lautlich dem deutschen system angleicht, um so mehr wird man dazu übergehen, das wort deutsch zu schreiben. Diesen assimilierungsprozess können deutsche leser übrigens in musterhafter form anhand der endungen auf *-ess* und *-iss* bei fremdwörtern verfolgen: *Miss* hat es noch nicht lange geschafft, mit ß geschrieben zu werden, dagegen ist die schreibung *Streß* schon etwas länger üblich.

Auch in der fremdwortschreibung erweisen sich die schweizerischen postbetriebe nicht gerade als grosse neuerer. Zwar können sie sich allgemeinen änderungen, wie etwa von *Bureau* in *Büro,* wie sie auch in der Schweiz längst abgeschlossen sind, nicht erfolgreich widersetzen, wo es aber um „ihre" gebiete geht, wehren sie sich oft recht hartnäckig. Erst vor wenigen jahren sind sie zur schreibung *Telefon* und *Telegraf* übergegangen, obschon doch in diesem fall die rücksicht auf das französische mit *ph* hätte schwerer wiegen müssen als diejenige aufs italienische und romanische, die nur die formen mit *f* kennen. Über die mischschreibung *Check,* ein oft zitierter sündenfall, sind sie nie hinausgekommen, und neuerdings haben sie sich mit dem *Postcheque* sogar noch einen rückschritt geleistet.

1.3. Weitere unterschiede

Wie die PTT im einen fall als initianten einer neuen schreibweise, im andern fall als bewahrer einer alten wirken konnten, so können einzelne schreibgewohnheiten auch von anderen institutionen ausgehen. So hat die „WochenZeitung" vor einigen jahren begonnen, die weibliche und die männliche form eines ausdrucks in einem wort zu schreiben, etwa *LeserInnen.* Seither kann man in der Schweiz eine rasche zunahme dieser schreibweise beobachten — natürlich vor allem im umfeld der WoZ-leser. Ob sich diese schreibweise weiter ausbreiten und allmählich durchsetzen wird, kann im moment noch nicht gesagt werden, es ist auch möglich, das solche neuen formen mit der zeit wieder aussterben. In unserem zusammenhang ist aber interessant, das man eine solche form in der Bundesrepublik nicht kennt. Ob vom ästetischen und sprachwissenschaftlichen gesichtspunkt aus *LeserIn, Leser/in* oder *Leser/Leserin* vorzuziehen ist, bleibe dahingestellt. Ungewohnt dürfte den meisten ein stelleninserat wie das folgende sein: *Wir suchen eineN KorrektorIn, der/die . . .*

2. Lexikon

2.1. In der Schweiz gebräuchliche, in der BRD unbekannte wörter

Dass der wortschatz der Schweiz und der Bundesrepublik verhältnismässig grosse unterschiede aufweist, fällt jedem schweizer auf, der hin und wieder in den „grossen kanton", insbesondere nach norddeutschland, reist. Es handelt sich dabei nicht etwa nur um fremdwörter, an denen das schweizerische deutsch

reicher ist (insbesondere, was die fremdwörter aus dem französischen angeht). Gut bekannt ist die tatsache, das die schweizer und schweizerinnen zum *Gehsteig* nur *Trottoir* sagen und den *Bahnsteig* lieber *Perron* nennen und vorderhand wohl auch nicht zu einer änderung zu bewegen sind — warum sollten sie auch? Auch ist in der Schweiz die form *Velo,* besonders im mündlichen gebrauch, eindeutig beliebter (und häufiger) als *Fahrrad,* während in Deutschland die erste form zwar verstanden, aber kaum aktiv gebraucht wird. Es gibt aber darüberhinaus auch „deutsche" wörter, die nördlich des Rheins nicht verstanden werden. Das schweizerische *Müesli* oder *Müsli* hat mittlerweilen seinen siegeszug auch ausserhalb des deutschen sprachraums — vom wort wie von der sache her — angetreten, dieses wort wird heute von rohkostliebhabern (oder: „körnerfressern") auf der ganzen welt verstanden. Dagegen dürften deutsche hörer, insbesondere norddeutsche, mit *Gotte* und *Götti* schon erhebliche mühe haben, aber dies sind ganz einfach die schweizerischen äquivalente für *Patin* und *Pate.* Ein „urdeutscher" ausdruck wie *Zeughaus* ist laut Duden veraltet; in der Schweiz ist er noch sehr lebendig — wohl nicht zuletzt deshalb, weil die sache in unserer milizarmee eine grössere rolle spielt als in der Bundeswehr.
Während solche sprachlichen unterschiede in (sehr) geringem mass das verständnis von texten aus einer anderen ecke des deutschen sprachraums erschweren können, erleichtern in der Schweiz aus der mundart bekannte ausdrücke das verständnis mittelalterlicher texte. Auch im neuen Duden ist der monatsname *Hornung* noch aufgeführt, und in manchen schweizerischen Mundarten wird damit der monat februar bezeichnet. Vor allem auf dem land sind solche namen noch weit verbreitet. Wer diesen *Hornung* oder *Horner* kennt, wird Walthers freude verstehen, wenn er singt: *Ich hân mîn lêhen / nû enfürhte ich niht den hornunc an die zêhen.*
Oft kann es für den schweizer probleme geben, wenn er beim „übersetzen" aus der mundart wörter produziert, die es ganz einfach nicht gibt, etwa *anläuten* für *anrufen, telefonieren.*

2.2. In der BRD gebräuchliche, in der Schweiz unbekannte wörter

Die in der BRD gebräuchlichen wörter werden in der Schweiz fast durchwegs verstanden, oft aber nicht aktiv gebraucht. (Die ausbreitung der „ostmitteldeutschen" ausdrücke, die mit Luthers bibelübersetzung begann, hat sich in letzter zeit dank SWF 3, ARD, ZDF und neuestens satellitenfernsehen verstärkt.) Dies kann so geläufige ausdrücke wie *Sahne* betreffen; in der Schweiz sagt man dafür in der schriftsprache *Rahm,* in der mundart man-

cher gebiete *Nidel* (oder *Nidle),* wobei dieser ausdruck in letzter zeit im rückzug ist — ein hinweis auf die veränderung des wortschatzes. Der (nord)deutsche *Fleischer* ist in der Schweiz ein *Metzger,* der (ebenso norddeutsche) *Tischler* ein *Schreiner.* Diese „schweizerischen" ausdrücke werden auch in manchen süddeutschen gebieten verwendet. Ebenfalls nicht gesamtdeutsch ist der ausdruck *Sonnabend* für *Samstag,* in der Schweiz ist nur *Samstag* gebräuchlich. Dass mit *Rauchwerk* oder *Rauchware* nicht etwa zigaretten gemeint sind, ist in der Schweiz nur wenigen bekannt. In der Schweiz wird auch die deutsche neubildung *Azubi* nicht verstanden; in der Schweiz sagt man traditionell und ohne abkürzung *Lehrling* oder *Lehrtochter.* Auch bei diesem wort kann allerdings eine entwicklung festgestellt werden: *Lehrtochter* befindet sich im augenblick auf dem rückzug, *Lehrling* wird oft für beide geschlechter gebraucht — wie es in Deutschland schon immer der fall war —, wobei sogar schon neue weibliche formen gebildet werden, etwa wortungetüme wie *Lehrlingin,* offenbar tönt *-tochter* zu sehr nach untertanenverhältnis (als ob es am wort läge!). Es müssen aber keineswegs neue wörter sein, auch mit *Straß* (edelsteinimitation aus glas, billiger schmuck, tand) kann in der Schweiz nur der sprachwissenschafter etwas anfangen, der „normalbürger" kennt das wort nicht, hat es noch nie gehört.

2.3. Gleiche wörter mit verschiedener bedeutung

Nicht geringe probleme können entstehen, wenn das gleiche wort für zwei sprachbenützer unterschiedliche bedeutung hat. So hat doch ein schweizerischer professor an einer schweizerischen universität vor nicht langer zeit einem deutschen kollegen erzählt, er habe sich gerade in der stadt ein *Kleid* gekauft. Es war nicht in der faschingszeit, und der schweizer war dem deutschen als seriöser mann bekannt, so dass sich dieser begreiflicherweise über die mitteilung des kollegen wunderte. Dabei ist es ganz einfach: in der Schweiz bedeutet *Kleid* mehrheitlich *Anzug.* Etwas ähnliches ist einer berlinerin passiert, die, nachdem sie erst kurze zeit in der Schweiz gelebt hatte, sich einen *Rock* kaufen wollte. Sie kriegte im geschäft lauter *Kleider* vorgelegt, und auf ihren hilflosen wunsch nach etwas „kürzerem" rutschte nur der saum nach oben. *Rock* sagt man in der Schweiz eben zum deutschen *Kleid,* und der deutsche *Rock* heisst in der Schweiz *Jupe.* Dagegen ist *Rock* als bezeichnung für *Weste* oder *Jacke* in der Schweiz wie auch in Norddeutschland unbekannt; in der Schweiz lebt das wort aber (im gegensatz zur BRD) noch

im wort *Waffenrock* („uniformjacke") weiter. (Dieses wort kennt der Duden nicht.) Bedeutungsunterschiede gibt es auch bei wörtern wie *Kappe* (in der Schweiz für „Mütze"; in Deutschland ein deckel, etwa für eine füllfeder). In der letzten zeit ist über Zürich der ausdruck *es macht mir Spaß* für *es macht mir Freude* nach süden vorgedrungen, früher konnte man nur sagen *ich mache (einen) Spaß* für *ich mache einen Scherz, ich meine es nicht ernst.* Zeitangaben wie *viertel drei* oder *dreiviertel zwölf* werden in der Schweiz nicht überall verstanden, man kann nur sagen: *viertel nach zwei* oder *viertel vor zwölf.* Eine lustige bedeutungsumkehrung ist schliesslich bei *fegen* und *wischen* festzustellen: mit *fegen* bezeichnet man in der Schweiz das nasse putzen, mit *wischen* das trockene, während es in Deutschland gerade umgekehrt ist.
Solche unterschiede scheinen mir nicht schlecht, sie zeigen sehr deutlich, wie sich die sprache innerhalb einer sprechergemeinschaft eigenständig weiterentwickelt. Allerdings ist es sehr schwierig, solche entwicklungen vorherzusagen; Joachim Heinrich Campe (1746—1818) schlug vor, *Bonbon* durch *Süßchen* zu ersetzen, *Sofa* durch *Lotterbett* und *Klavier* durch *Griffbrett,* gab aber andererseits dem ausdruck *Fräulein* für *Mamsell* keine chance.

2.4. Gleiche wörter mit unterschiedlichem genus

Ein ganz besonderer fall unterschiedlichen sprachgebrauchs liegt dann vor, wenn das gleiche wort mit unterschiedlichem genus verwendet wird. Hier gibt es zahlreiche beispiele, auch wenn einen dies wundern mag. So heisst es in der Schweiz z. b. *das* statt *der Bleistift* (obschon man auch in der Schweiz *Stift* mit männlichem genus braucht). Während man in der Schweiz zwischen *der Puff (Stoss)* und *das Puff (Bordell)* trennt, scheint sich in Deutschland für beide bedeutungen das männliche genus durchzusetzen.
Auch in diesem bereich sind entwicklungen durchaus möglich, das eben angeführte beispiel zeigt beispielsweise eine solche entwicklung. Wesentlich langsamer geht die entwicklung bei fremdwörtern, wobei andererseits dort die änderungen am leichtesten möglich sind. So sind in der Schweiz schon um die jahrhundertwende die formen *der Liter* und *der Meter* geläufig; heute werden nur noch diese artikel angewendet, während in Deutschland immer noch die formen *das Liter* und *das Meter* gebraucht werden, obschon sich auch hier immer mehr der männliche artikel durchsetzt.

2.5. Entwicklungstendenzen auch in der lexik?

Wir haben bereits einige partielle entwicklungsmöglichkeiten auf dem gebiet der lexik beobachtet. Wie steht es allgemein damit? Es gibt durchaus entwicklungen jeder art, wobei die Schweiz keineswegs immer hinter der entwicklung in der Bundesrepublik herhinkt. So hat in der Schweiz das *Telefon* nie *Fernsprecher* geheissen, und auch in der BRD scheint dieser ausdruck ausser gebrauch zu geraten. Dagegen verdrängt der *Urlaub* immer mehr die *Ferien.* Allgemein ist zu sagen, das ausdrücke, die nur in der mundart verwendet werden, ohne entsprechende formen in der schriftsprache neben sich zu haben, mehr und mehr verschwinden. Ein beispiel: Früher sprach man bei uns von *Schären,* während dieses wort heute nur noch auf dem land, bei den von den *Schären,* nämlich den maulwürfen, direkt betroffenen, weiterlebt, in den städten aber das von Luther verwendete wort an bedeutung gewinnt. (Ich bin darauf hingewiesen worden, dass die beiden wörter unterschiedliche tiere bezeichnen, nämlich schermaus und maulwurf. In diesem fall haben wir es mit einer besonders interessanten entwicklung auf dem gebiet der lexik zu tun: durch das vordringen eines wortes wird ein anderes wort, das bisher seinen platz besetzte, für andere aufgaben frei. Solche entwicklungen sind gar nicht so selten: *Zeug* war früher auch die bezeichnung für einen kriegshaufen oder die kriegsausrüstung, *Zucht* wurde auch im sinne von „erziehung" verwendet.)

2.6. Schweizerli. Der diminutiv als nationale un- oder eigenart?

In einer der bildergeschichten von Walt Disney kauft sich Donald Duck einen kleinwagen, den er der niederen ps-zahl wegen „Schneggli" nennt. Sofort fragen ihn Tick, Trick und Track, ob er ihn bei einem schweizer gekauft habe. Dass das *Müesli* nicht nur die küche, sondern auch die sprache um einen „schweizerischen faktor" bereichert, haben wir schon dargelegt. Wie steht es nun damit? Sind die schweizer, der grösse ihres landes angemessen, tatsächlich so erpicht darauf, alles zumindest sprachlich zu verkleinern, sind sie wirklich so „diminutivsüchtig"? Ich glaube nicht, dass die schweizer mehr diminutive brauchen, er fällt nur mehr auf, weil es ein anderer diminutiv ist! Während die meisten deutschen „-chen" sagen, braucht man in der Schweiz immer „-li". Die schweizer teilen allerdings dieses schicksal mit den süddeutschen, wo man „-le" sagt; in der Bundesrepublik verläuft die trennlinie zwischen „-lein" und „-chen" irgendwo im norden von Baden-Württemberg. *(Schluß folgt)*